

Deutsche Sprache

Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation

Im Auftrag des
Instituts für deutsche Sprache, Mannheim
herausgegeben von Hugo Steger (Geschäftsführung),
Odo Leys, Gerhard Stickel und
Johannes Schwitalla

11. Jahrgang 1983



ERICH SCHMIDT VERLAG

Herausgeberbeirat: Werner Besch, Bonn; Ulrich Engel, Mannheim; Josef Gerighausen, München; Karl Hyldgaard-Jensen, Kopenhagen; Eijiro Iwasaki, Tokio; János Juhász, Budapest; Gottfried Kolde, Genf; Hans Moser, Innsbruck; Leslie Seiffert, Oxford; Paul Valentin, Paris.

Schriftleitung: Günter Kochendörfer, Freiburg; Ulrich Wetz, Mannheim.

ISSN 0340-9341

© Erich Schmidt Verlag GmbH, Berlin 1983
Satz: Dörlemann, Lemförde
Druck: Poeschel & Schulz-Schomburgk, Eschwege
Nachdruck verboten · Alle Rechte vorbehalten

JAHRESINHALTSVERZEICHNIS 1983

<i>Aufsätze:</i>	<i>Seite</i>
Gerhard Augst (Siegen): Rechtschreibgrundwortschatz – ja oder nein? Überlegungen aus der Sicht der Linguistik	341–356
Gerhard Blanken (Freiburg): Bestätigungsfragen mit <i>nicht</i> und <i>doch</i> . Fragefunktionstyp und Partikelverwendung	250–260
Jan Brustkern/Klaus-Dieter Heß (Bonn): Ein Vergleich von Verbvalenzen in ausgewählten maschinenlesbaren Lexika des Deutschen	322–340
Wilhelm Franke (Münster): Erzählen. Skizze zur Beschreibung einer monologischen Kommunikationsform	235–249
Uwe Hinrichs (Berlin): Einfach praktisch, natürlich. Zur Rolle von Modalwörtern in Werbeslogans	27– 46
Ludger Hoffmann (Münster): Arzneimittel-Gebrauchsinformationen: Struktur, kommunikative Funktionen und Verständlichkeit	138–159
Elisabeth Link (Mannheim): Fremdwörter – der Deutschen liebste Schwere Wörter?	47– 77
Klaus Müller (München): Formen der Markierung von 'Spaß' und Aspekte der Organisation des Lachens in natürlichen Dialogen	289–321
Hanspeter Ortner (Innsbruck): Syntaktisch hervorgehobene Konnektoren im Deutschen	97–121
Christian Stetter (Aachen): Natur und Sprache im Denken des 18. Jahrhunderts. Zur Aktualität J. G. Hamanns	219–234
Bjarne Ulvestad/Henning Bergenholtz (Essen): <i>Es</i> als „Vorgreifer“ eines Objektsatzes, Teil II	1– 26
Bernhard Weisgerber (Wuppertal): Was bedeutet und bewirkt ein 'Grundwortschatz' für die Primarstufe?	357–372
Iwar Werlen (Bern): Vermeidungsritual und Höflichkeit. Zu einigen Formen konventionalisierter indirekter Sprechakte im Deutschen	193–218
Henning Westheide (Leiden): Fragen an die deskriptive Grammatik und die Lexikographie des Deutschen	160–173
Herbert Ernst Wiegand (Heidelberg): Nachdenken über wissenschaftliche Rezensionen. Anregungen zur linguistischen Erforschung einer wenig erforschten Textsorte	122–137

Projekte

Peter Schlobinski (Berlin): Teilkommentierte Bibliographie zum Berlinischen	268–282
Peter Schlobinski/Inge Wachs (Berlin): Forschungsprojekt „Stadtsprache Berlin“. Sprachsoziologische Fragestellungen in einer Großstadt	261–267

Jahresinhaltsverzeichnis

<i>Dokumentation:</i>	<i>Seite</i>
Broder Carstensen (Paderborn): Wörter des Jahres 1982	174-187
Ernest W. B. Hess-Lüttich (Bonn): Bericht „Fachsprache '82“ (Bonn, 10.-12. November 1982)	86- 90
Inken Keim (Mannheim): Bericht über den Workshop „Interpretative Ansätze zur Erforschung des Sprachverhaltens von Migranten(kindern)“ (Konstanz, 29. September – 1. Oktober 1982)	187-191
Thomas A. Lovik (Mannheim): Bericht über die 97. Jahrestagung der Modern Language Association of America (Los Angeles, 27.-30. Dezember 1982)	283-286
Wolfgang Teubert (Mannheim): Linguistische Datenverarbeitung: Zwei neue Dokumentationen	90- 91
Dietmar Zaefferer (München): Pragmatik in der Grammatik. Frühjahrstagung 1983 des Instituts für deutsche Sprache (Mannheim, 16.-18. März 1983)	373-384
Gisela Zifonun (Mannheim): Man nehme: 3 <i>doch</i> , 4 <i>denn</i> . . . „Würzwörter für Dialoge“. Zum Internationalen Kolloquium „Funktionen der Partikeln in dialogischer Interaktion“ (Berlin, 20.-24. September 1982) . . .	78- 86
<i>Notizen</i>	92-94; 192; 287
<i>Eingegangene Literatur</i>	95-96; 288

Dokumentation

Dietmar Zaefferer

PRAGMATIK IN DER GRAMMATIK

**Frühjahrstagung 1983 des Instituts für deutsche Sprache
(Mannheim, 16.–18. März 1983)**

0. Einleitung

- Wieviel Pragmatik steckt schon in der Grammatik des Deutschen, d. h. in den verfügbaren Grammatikbüchern?
- Wieviel Pragmatik sollte beim derzeitigen Stand der sprachpragmatischen Forschung in eine neue Grammatik aufgenommen werden, und zwar wie und wo?

Das waren die Orientierungsfragen, unter die das IdS die Vorbereitung seiner diesjährigen Frühjahrstagung gestellt hatte. Wie schon seit längerem nutzbringender Usus, war auch diesmal die Themenstellung pragmatisch motiviert, nämlich durch ein neues, ehrgeiziges Projekt am IdS, das die Erstellung einer neuen wissenschaftlichen Grammatik des Deutschen zum Ziel hat. Daher ging es den Veranstaltern auch weniger um theoriebetonte Beiträge, die etwa die Entwicklung der linguistischen Pragmatik vorantreiben könnten, als um die Frage, welche seit der 'pragmatischen Wende' in den letzten zehn Jahren eingetretenen Verschiebungen in einer gedruckten, lesbaren Beschreibung der deutschen Sprache ihren Niederschlag finden sollten. Diese Frage, so meinte **Gerhard Stickel** in seiner Einleitung, werde in den „Grundzügen“ zwar gestellt, aber nur ansatzweise beantwortet. Über die eingangs erwähnten beiden Leitfragen hinaus hatte man den Referenten noch drei weitere Anhaltspunkte in die Hand gegeben:

- 1.) die Auswahl eines Gegenstands, d. h. einer grammatischen Kategorie mit ihren pragmatischen Korrelaten oder einer pragmatischen Kategorie mit ihren grammatischen Korrelaten;
- 2.) die Bestimmung des systematischen Orts dieses Gegenstandes in der Grammatik;
- 3.) die Art der Behandlung dieses Gegenstandes in der Grammatik.

Was sie unter Grammatik verstanden und was unter Pragmatik, war den Referenten freigestellt, und so spiegelte sich denn auch in deren unterschiedlichen Auffassungen ein nicht geringer Ausschnitt aus dem Spektrum des notorisch schillernden Pragmatikbegriffs. Schließlich zeigte sich in den Diskussionen, daß auch die Auffassungen bezüglich des Grammatikbegriffes sich keineswegs deckten.

Als Gliederungspunkte für die 14 Referate legen sich daher, auf Frageform gebracht, die folgenden vier nahe:

- (F1) Antwortet das Referat auf die erste oder die zweite der eingangs zitierten Orientierungsfragen (Ist- vs. Sollstand)?

- (F2) Bevorzugt der Referent die semasiologische oder die onomasiologische Forschungsstrategie? (Geht er von grammatischen oder pragmatischen Kategorien aus?)
- (F3) Welcher Grammatikbegriff wird zugrunde gelegt?
- (F4) Welchen Pragmatikbegriff unterstellt der Referent?

Eine Übersicht über die Antworten dieser Fragen ergibt:

- Zu (F1): Nur ein Referent, Theodor Lewandowski, berichtete über bereits vorliegende Grammatiken, alle übrigen äußerten sich vor allem zum Sollstand.
- Zu (F2): Die meisten Referenten bevorzugten eine semasiologische Strategie oder versuchten eine Balance zwischen den beiden Möglichkeiten (Dieter Wunderlich z. B.), einzig Edda Weigand bevorzugte eindeutig eine funktionsorientierte Von-der-Pragmatik-zur-Grammatik-Strategie.
- Zu (F3): Der unterstellte Grammatikbegriff wurde selten so klar erkennbar wie bei Grewendorf und Vorderwülbecke, dafür hier in zwei Extremen von schöner Deutlichkeit: Während ersterer für einen engen Grammatikbegriff plädierte („Grammatische Beschreibung muß wieder die Grammatik, nicht die Sprache beschreiben.“), der die Pragmatik ausklammert (und ihr sogar die normalerweise zum Kern der Semantik gerechnete Zuweisung von Wahrheitsbedingungen überlassen will), möchte letzterer auch Änderungen im Gebrauch der Anredeformen, die in den letzten 15 Jahren stattgefunden haben, in der Grammatik berücksichtigt wissen.
- Zu (F4): Daß für eine Beantwortung der Frage: Wieviel Pragmatik in der Grammatik? der unterstellte Pragmatikbegriff ganz wesentlich ist, zeigt sich daran, daß die Skala der Antworten ist: Alles in der Grammatik ist Pragmatik bis: Nichts in der Grammatik ist Pragmatik reicht, je nachdem, ob man einen weiten oder einen engen Pragmatik- (und Grammatik-)begriff wählt. Günther Grewendorf, der einzige, der auf die Problematik ausführlich einging, unterschied im ersten Teil seines Referats sechs Pragmatikbegriffe. Mir scheint, daß von den gängigen Pragmatikbegriffen in Mannheim die folgenden zum Tragen gekommen sind:

- (P1) Pragmatik im globalen Sinn und im Geist der 'ordinary language philosophy': Nach der Gebrauchstheorie der Bedeutung ist jedes Zeichen, weil Bedeutungsträger, genuin pragmatisch.
- (P2) Pragmatik im Sinne von Morris als die Wissenschaft von der Beziehung der Zeichen zu ihren Interpreten.
- (P3) Pragmatik im Sinne der Gazdar-Formel als Theorie der nach Abzug der Wahrheitsbedingungen verbleibenden Restbedeutung; dazu gehören also Illokutionspotential, Präsuppositionen und Implikaturen.
- (P4) Pragmatik im Sinne von Bar-Hillel als indexikalische Semantik, d. h. als Theorie der Wahrheitsbedingungen für Sätze mit Ausdrücken, deren Denotat in systematischer Weise vom Äußerungskontext abhängt.

In der jüngeren linguistischen Diskussion hat sich wohl (P3) als der meistverwendete Pragmatikbegriff herauskristallisiert, da (P4) inzwischen ganz der (Wahrheitsbedingungen-) Semantik zugeschlagen wird, (P1) zu global und (P2) zu vage ist.

Ich möchte der Systematik halber über die Referate nun nicht in der Vortragsreihenfolge berichten, sondern zuerst über die, die einen globalen Pragmatikbegriff (P1) unterstellen, dann über die, die gemäß (P3) sich mit Illokutionstypen und Implikaturen befassen, und schließlich die, die ich im wesentlichen (P4), der indexikalischen Semantik, zuschlagen möchte. Zunächst jedoch zu dem einleitenden Referat über den Iststand der Pragmatik in der Grammatik.

1. Wieviel Pragmatik steckt schon in den Grammatiken?

Theodor Lewandowski hatte die nicht sehr dankbare Aufgabe übernommen, über „Pragmatische Aspekte in Grammatiken des Deutschen“ zu berichten, und zu diesem Zweck Admonis „Der deutsche Sprachbau“, Brinkmanns „Die deutsche Sprache“ und Heidolph/Flämig/Motschs „Grundzüge einer deutschen Grammatik“ ausgewählt. In seiner Einleitung riß er bereits eine Reihe der Themen an, die dann in den drei Tagen immer wieder anklingen sollten:

- Die Verschiedenheit der Pragmatikbegriffe schon bei den Klassikern (Morris, Carnap, Bar-Hillel, Austin, Wittgenstein) und noch heute (Apel, Lorenz, Habermas, Searle).
- Die Auffassung von Pragmatik als Fundierung vs. Ergänzung der Grammatik.
- Der Gegensatz zwischen einer Von-der-Form-zur-Funktion-Strategie und ihrer Umkehrung.
- Die Grenzen der Pragmatisierung, die zu ziehen notwendig ist, wenn Linguistik nicht zur Wissenschaft von Gott und der Welt werden soll.

Pragmatische Aspekte fand L. bei Admoni in der Behandlung des Artikels, der Pronomina, des Tempus und der „Semantik und Struktur des Ganzsatzes“. Nicht deutlich wurde dabei allerdings, welcher Pragmatikbegriff gemeint war. (Eine Stichprobe bei Admoni (S. 149) belegte meinen Verdacht, daß es verschiedene sind: A. begründet seine Auffassung der Pronomina als „kommunikativ-grammatischer“ Wortklasse zum einen damit, daß diese „unmittelbar mit dem Redeakt verbunden“ seien (P4), zum anderen damit, daß ihre interrogative Subspezies „zur Gestaltung eines besonderen kommunikativen Satztypus“ diene (P3, Illokutionstypen.) Eine Reihe von pragmatischen Faktoren fand L. auch bei Brinkmann, und zwar in seinen Ausführungen zum Artikel, zum Tempus und zum Modalfeld. Was daran und in welchem Sinne pragmatisch sein soll, blieb mir allerdings verborgen. Sehr viel expliziter und problembewußter bezüglich ihres Pragmatikverständnisses sind Heidolph u.a. L. würdigte ihre Analyse der Genera verbi als Höhepunkt des Werkes. Die kommunikativ-pragmatische Funktion der Diathesewahl wird dort in Termini dessen beschrieben, was ich als Perspektive-Implikatur (P3) bezeichnen möchte (vgl. auch weiter unten meine Bemerkungen zu Löttscher): Sie gestattet es dem Sprecher, die beteiligten Aktanten eines Sachverhalts an die Rampe, auf die Bühnenmitte oder hinter die Kulissen zu plazieren, um Heringers Theatermetapher vorwegzunehmen. In der Diskussion wurden bereits einige Grundunterschiede in der Auffassung des Themabegriffspaars deutlich: Gisela Zifonun verstärkte L.s Forderung nach einer sinnvollen Begrenzung der Grammatik dahingehend, daß diese nur die Pragmatik dessen behandeln solle, was grammatisch ist. Andererseits sei

aber alles, was grammatisch ist, pragmatisch, d. h. könne und solle auf seinen sprechhandlungstheoretischen Hintergrund hin befragt werden. Daran nahm Dieter Wunderlich Anstoß: Für ihn sei Pragmatik bezogen auf interaktive Fähigkeiten, und es gebe Untersuchungen, die belegen, daß Sprachbesitz und Interaktionsfähigkeit unabhängig voneinander sind.

2. Von den Jagdszenen zum Szenario: Vorhang auf für eine Pragsemantax

Hans Jürgen Heringers Antwort auf die Frage, wieviel Pragmatik in eine Grammatik hinein solle, war kurz und bündig: Da Zeichen ohne Benützer keine Bedeutung hätten, sei die Dreiteilung Syntax-Semantik-Pragmatik nicht sinnvoll. In diesem Geiste präsentierte er sodann „Neues von der Verbszene“, nämlich einen Versuch, ein altes (valenztheoretisch-)syntaktisches Problem, die Unterscheidung von Es und As (für Nichteingeweihte: Ergänzungen und Angaben), mit semantisch-pragmatischen Mitteln zu lösen.

Zuvor hatte er in einer brillanten Einleitung an seine eigene Vergangenheit als Dependenzsyntaktiker erinnert, in der er sich auf die Jagd nach jenen sagenhaften Es und As begeben hatte. Davon, daß diese in freier Wildbahn nicht gerade einfach zu beobachten sind, zeugten zwei (geradezu geniale) Safari-Dias, die als die bislang beste fotografische Dokumentation von Es und As vorgestellt wurden, obwohl auf ihnen nur Verschwommen-Unbestimmbares zu sehen war. H. plädierte für die Annahme eines gradienten A-E-Übergangs, gab dann aber doch ein Unterscheidungskriterium an: Bei nicht realisierten Es wird die Frage nach der entsprechenden Information von der Bedeutung des Verbs aufgeworfen, bei nicht realisierten As ergibt sie sich allenfalls aus dem Kontext.

Als empirische Basis für ein Wörterbuch wurde ein Test vorgestellt, in dem die Reihenfolge der im Zusammenhang mit einer bestimmten Verbform gestellten Fragen festgestellt wurde. Mit schöner Regelmäßigkeit rangierten hier die Es vor den As. Schließlich schlug H. vor, mit Tesnière, Fillmore und der Cognitive Science Verben als Szenensetzer aufzufassen und Wörterbucheinträge nach Skripts, nach stereotypen Szenenfolgen, zu organisieren, wobei die Mitspieler als Ergänzungen festgehalten sind, so daß in einer funktionalen, kommunikativ begründeten Grammatik Skripts den Übergang vom Lexikon zur Grammatik leisten. In der Diskussion erhob sich die Frage, inwieweit hier nicht alter Wein in neue Schläuche gegossen werde. So wiesen **Helmut Schuhmacher** und **Helmut Frosch** aus der IdS-Valenzwörterbuch-Gruppe darauf hin, daß ihre verbsemantischen Analysen ohne Szenen und Skripts zu genau den gleichen Resultaten geführt haben, und fragten nach der Grenze zwischen Semantik und Pragmatik. Daß H. diese nicht ziehen möchte, wird klar, wenn man sich erinnert, welchen Pragmatikbegriff er unterstellt, nämlich (P1).

3. Das Illokutionspotential von Sätzen und das Ausdruckspotential von Illokutionen

Die nächsten acht Vorträge (in der Reihenfolge meines Berichts) unterstellten einen Pragmatikbegriff im Sinne von Gazdar, also (P3), davon befaßten sich die ersten vier

(in mehr oder minder deutlicher Ausprägung) mit dem Illokutionspotential von Sätzen bzw. dem Ausdruckspotential von Illokutionen, d. h. der Menge ihrer alternativen Formulierungsmöglichkeiten.

3.1 Wie bringe ich den Hörer zum Rasen(-mähen)?

Edda Weigand hatte sich unter dem Titel „Lassen sich Sprechakte grammatisch definieren?“ genau der zuletzt genannten Problematik angenommen: der Frage der Angebarkeit der Menge der Ausdrücke, mittels derer ein gegebener Sprechakt vollzogen werden kann. Als Ausgangspunkt wählte sie einen speziellen direktiven Illokutionstyp, den sie 'monitiv' nannte und als Aufforderung ohne Sanktion, deren Erfüllung erwartet werden kann, definierte. Ihre These war, daß dieser Sprechakttyp, wenn man ihn einmal intensional definiert hat, in der Tat extensional grammatisch definierbar ist. Breiten Raum in ihren Ausführungen nahm naturgemäß das Problem der indirekten Sprechakte ein, die sie als Kurzscluß einer Dreiersequenz 'vorbereitende Äußerung – Erwiderung – Aufforderung' interpretierte. Zum Beleg ihrer These führte sie schließlich 6 direkte, 64 indirekte und 13 idiomatische Formulierungen für den monitiven Sprechakt des Inhalts, der Hörer möge den Rasen mähen, an.

(An dieser Stelle sieht sich der Berichterstatter genötigt, eine Bemerkung zur Präsentation der Referate auf dieser Tagung einzuschleiben. Während Heringer, wie erwähnt, mit einer von Safari-Dias illustrierten witzigen Einleitung brillierte und daher trotz einer im übrigen durchschnittlichen Präsentation unumstrittener Gewinner des goldenen Mikrophons wurde, verdiente sich Frau Weigand am anderen Ende der Skala den eisernen Geduldssaden (strapaziert), da sie es sich nicht nehmen ließ, trotz des zunehmenden Stöhnens ihrer Zuhörer ihre fast 100 Beispielsätze vom Rasenmähen laut vorzutragen.) (Anmerkung zur Bemerkung: Die erwähnten Preise gibt es nicht, ihre Einführung wäre aber durchaus eine Überlegung wert.)

Meine Einordnung des Referats unter (P3) sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß W. eine Anhängerin von (P1) ist: System und Gebrauch, so meinte sie, seien nicht zu trennen, es gebe nur eine pragmatische Grammatik. Ganz anders die Position des (sowohl auf der Tagung wie in meinen Bericht) unmittelbar nachfolgenden Referenten.

3.2 Gibt es Aufforderungssätze im Deutschen?

Dieter Wunderlich hatte angekündigt, über „Aufforderungshandlungen“ zu sprechen, und somit analog zu Weigand eine onomasiologische Fragestellung erwarten lassen. Gleich die erste Frage, die er stellte, war aber die oben angeführte, und der weitere Gang des Vortrags erwies, daß W. ein sorgfältiges Abwechseln von semasiologischer und onomasiologischer Fragestellung bevorzugt, wobei ersterer meist eine gewisse Priorität zugebilligt wird. W. machte zunächst darauf aufmerksam, daß es vier Verwendungsweisen des Begriffs 'Imperativ' gibt (eine Verbform und drei Klassen von Satzformen mit zunehmendem Umfang), versuchte dann eine einheitliche syntaktische Beschreibung für den weitesten Imperativbegriff (einschließlich der Reduktionsformen) im Rahmen von Chomskys Rektions- und Bindungstheorie zu geben und beantwortete anschließend die oben zitierte Frage negativ: Der Satzmodus 'Imperativ' ist im Deutschen nicht korrekt als Aufforderungssatz zu interpretieren, da er nicht an Hand-

lungsverben gebunden ist und daher für andere Deutungen als die der Aufforderung offen bleiben muß. Aus seinen Ausführungen zur Imperativwiedergabe greife ich nur die Bemerkung heraus, daß Kontrolle nur semantisch geklärt werden könne, da das Subjekt des abhängigen Infinitivs zwar in der Regel, aber nicht immer vom Matrixsatz-Objekt kontrolliert werde (*Sie bat ihn, zu gehen/gehen zu dürfen.*).

Nach einer Übersicht über die nichtimperativischen Formulierungen von Aufforderungshandlungen und einer Skizze ihrer Komponenten kam W. dann zu seinen provozierend formulierten Konsequenzen, die dann auch sogleich Gegenstand einer lebhaft geführten Diskussion wurden: 1.) Sprachverwendung ist als modular zu beschreiben, als Resultat der Aus- und Wechselwirkungen der drei Systeme der Interaktion, der Einstellungen und der Sprachmittel. 2.) Imperativsätze sind Aufforderungs- oder Wunschsätze, daneben gibt es wenigstens 11 weitere Klassen von möglichen Aufforderungsformulierungen (W. nimmt hier, gegen Weigand, eine offene Menge an). 3a) Pragmatik gibt es in der Grammatik nicht, allenfalls als prototypische Bedeutung oder in idiomatisierten Wendungen; 3b) Pragmatik kann es allenfalls als Ordnungsschema für Grammatik geben, würde als solches aber zu einer Desorganisation grammatischer Zusammenhänge führen.

In der Diskussion widerlegte Jürgen Lernerz W.s chomskyinspirierte Annahme, Infinitivität des Verbs würde Subjektlosigkeit erzwingen, mit Beispielen wie *Alle mal herhören!* Die meisten Diskutanten griffen allerdings W.s Schlußbemerkungen 1.) und 3.) an, die er dann in der Tat insofern umqualifizierte, als er 1.) als methodisches Postulat bezeichnete, aber eben dasjenige, das uns weiterbringen könne. Die traditionelle Grammatik habe Semantik und Pragmatik nie richtig getrennt. (Lewandowskis Ausführungen gaben ihm da recht.) Bleibt noch nachzutragen, daß mir nicht ganz klar wurde, welchen Pragmatikbegriff W. in seiner These 3.) unterstellt. Fallen darunter die in 1.) erwähnten Systeme der Interaktion und der Einstellungen? Das würde am ehesten (P2) entsprechen, der Morrisschen Auffassung, die alle psychologischen, biologischen und soziologischen Phänomene, die im Zeichenprozeß auftauchen, der Pragmatik zuschlägt.

3.3 Einstellungsbekundungen als Illokutionen

Hatten Weigand und Wunderlich den 'klassischen' Illokutionstyp 'Direktiv' als Orientierungspunkt für ihre Ausführungen benutzt, so ging Inger Rosengren in ihrem Beitrag über die Searlesche Typologie hinaus und stellte dieser vier Typen von Einstellungsbekundungen an die Seite. Ihre Vorstellungen von dem Platz, den „Die Einstellungsbekundung im Sprachsystem und in der Grammatik“, so ihr Thema, einnimmt bzw. einzunehmen hat, laufen darauf hinaus, daß dem expressiven Illokutionstyp die evaluative Einstellungsbekundung an die Seite zu stellen sei, dem repräsentativen der doxastisch-epistemische, dem kommissiven der parativ-intentionale und dem direktiven der motivationale. Die sogenannten Einstellungsbezeugungen hingegen möchte sie den explizit performativen Äußerungen zuschlagen. Sie faßt sowohl Matrixsätze wie *Ich vermute/bedauere* als auch Satzadverbien wie *vermutlich/leider* als Mittel zur Einstellungsbekundung auf, im Gegensatz zu Ewald Lang, der erstere als Repräsentative auffaßt und damit einen größeren Unterschied zwischen den beiden

Konstruktionstypen sieht als R., die hier nur Fokussierungsdifferenzen annimmt: Beim ersten Typ wird die bekundete Einstellung fokussiert, beim zweiten die ausgedrückte Position. Dementsprechend forderte sie die Behandlung sowohl der illokutionären Indikatoren wie der Thema/Rhema-Gliederung in der Grammatik.

3.4 Epistemische Operatoren

Vom Gegenstand her hätte **Bjarne Ulvestad** unmittelbar an Frau Rosengren anknüpfen können, behandelte er doch „Epistemisches *werden* und *müssen* in pragmatolinguistischer Sicht“, aber nicht nur der halbe Tagungsablauf, sondern auch tiefgreifende Unterschiede in Ansatz und Methode trennten die beiden Referate. So wie Matrixsätze und Satzadverbien fungieren ja Modalverben semantisch als Satzoperatoren, und Frau Rosengren hätte sich wohl als erstes gefragt, ob *Das wird/muß ein Irrtum sein.* nach dem Muster *Das ist sicher ein Irrtum.* oder nach dem Muster *Das ist vermutlich ein Irrtum.* zu analysieren ist – letzteres für sie eine Einstellungsbekundung, ersteres nicht. Nicht so Herr Ulvestad, der zwar sehr souverän und witzig (für ihn vielleicht das silberne Mikrofon) mit der Unmenge Daten aus seinem Korpus (meist direkte Rede in Romanen) hantierte, zum Schluß aber nur eine sehr vorsichtige Formulierung von sieben Generalisierungen aus seinen Beobachtungen präsentierte, die vor allem die Kookkurrenz von *werden* bzw. *müssen* mit bestimmten Adverbien bzw. Modalpartikeln betreffen. Vaters These, daß *werden* auf einer Gewißheitsskala zwischen *müssen* und *können* anzusiedeln sei, wurde zurückgewiesen: *werden* kann zuweilen auch gerade umgekehrt eine stärkere Überzeugung ausdrücken als *müssen* (man vergleiche: *Beruhige dich, du wirst den Schlüssel nur verlegt haben!* mit: *Verdammt, aber hier muß doch die XY-Straße sein!*). Die Daten waren so zwingend und die daraus abgeleiteten Hypothesen so schwach, daß ich hier einmal gegen alle Regeln aus meiner Berichterstellerrolle springen und die Vermutung aussprechen möchte, daß die folgenden beiden Paraphrasen für eine semantische Analyse der diskutierten epistemischen Modalverben hilfreich sein könnten: *Es muß so sein.* : *Alle Indizien sprechen dafür, daß es so ist.* (objektiv); *Es wird so sein.* : *Es wird sich herausstellen, daß es so ist.* (subjektiv). Damit wären, in Rosengrens Terminologie, die *werden*-Sätze Einstellungsbekundungen, die *müssen*-Sätze nicht.

4. Was Sätze neben Proposition und Illokution noch zum Ausdruck bringen: Implikaturen

Als nächstes möchte ich von drei weiteren Referaten berichten, die sich (P3) zuordnen lassen, ohne allerdings mit dem Illokutionspotential von Sätzen befaßt zu sein. Als ihren gemeinsamen Nenner nehme ich den Begriff der (konventionellen) Implikatur an. (Ich möchte betonen, daß diese Zuordnung auf mich zurückgeht: ich weiß nicht, ob alle Referenten ihr beipflichten würden.) Außerdem soll in diesem Abschnitt von einem vierten Referat die Rede sein, das ich nirgends so recht einordnen konnte, das sich aber ganz gut im Anschluß an den Beitrag über Konzessivsätze behandeln läßt.

4.1 Perspektive-Implikaturen: Die Raumorganisation bei der Inszenierung

Andreas Lötscher möge mir verzeihen, wenn ich über seinen Beitrag in einer Terminologie und Metaphorik berichte, die nicht die seinen sind. „Satzgliedstellung und funktionelle Satzperspektive“ war seine nüchterne Formulierung des Themas, meine Bühnenmetaphorik geht natürlich auf Heringer zurück. L. betonte in seinen Vorklärungen, daß Thema/Rhema-Struktur sich nicht auf Bekanntheitsgrade zurückführen läßt, da Bekanntes durchaus auch rhematisch sein kann, solange seine spezielle Funktion bei der Lösung des jeweils vorliegenden Problems noch nicht klar ist. ‘Akzent’ faßt L. als Kontrastindikator auf. Demzufolge sind Rhemata natürliche Akzentträger, da der Problembegriff das Vorhandensein von Lösungsalternativen, also Kontrast, voraussetzt. Aber auch im thematischen Bereich kommt Akzentuierung vor, nämlich dann, wenn auch hier Kontraste auftreten. Im Hauptteil seiner Ausführungen formulierte und motivierte L. dann vier Stellungsprinzipien: (P.1): Thema vor Rhema oder, als Inszenierungsregel: Was in den Hintergrund soll, wird zuerst auf die Bühne geschickt. (P.1) ist allerdings recht schwach, denn es muß gegebenenfalls hinter diversen konkurrierenden Regeln syntaktischer (Verbstellung, Satzgliedzusammenhang), semantischer (Skopusrestriktionen) und ontologischer Art (z.B. Anfangs- vor Endzustand) zurücktreten. Außerdem ist (P.1) nur dann über die rechte Satzklammer hinaus wirksam, wenn es durch Performanzfaktoren (z.B. ‘schwere’ NPs) unterstützt wird ((P.2)). Liegt Themenhierarchie vor, gibt es also neben Themen erster Ordnung noch übergeordnete Themen höherer Ordnungen, so gilt (P3): Ein übergeordnetes Thema steht vor einem untergeordneten Thema.

Waren die bislang genannten Prinzipien schwächer als evtl. konkurrierende Regeln, so ist (P.4) (Topikalisierung) stärker als alle diese: Stark akzentuierte Ausdrücke, die in sich einheitliche thematische Inseln sind, können in das Vorfeld des Hauptsatzes verschoben werden; als Inszenierungsregel: was mit Spotlight zuerst die Bühne betritt, braucht nicht in der Folge in den Hintergrund zu treten, m.a.W. auch Rhemata können zuerst auftreten, dies hat allerdings einen emphatischen Nebeneffekt. Abschließend meinte L., Thema/Rhema-Gliederung sei sowohl ein grammatisches als auch ein pragmatisches Phänomen, nur dort, wo sie sich ausschließlich in der Akzentuierung niederschläge, sei sie rein pragmatischer Natur. Die Diskussion griff allerdings die Frage, ob man Akzentuierung aus der Grammatik heraushalten sollte, nicht auf und konzentrierte sich auf methodische Probleme.

4.2 Normalitäts-Implikaturen: Die Markierung ungewöhnlicher Kombinationen von Teilszenen

Ekkehard König war einer der wenigen, die sogleich klarstellten, von welchem Pragmatikbegriff sie ausgingen: „Zur Pragmatik von Konzessivsätzen“ nannte er seinen Beitrag, denn die Bedeutung konzessiver Konnektiva ist nicht wahrheitsbedingungsrelevant und fällt somit voll in die Zuständigkeit der Pragmatik im Sinne von (P3): Die Sätze *Obwohl Hans krank ist, arbeitet er.* und *Hans ist krank und arbeitet.* haben die gleichen Wahrheitsbedingungen, aber verschiedene Implikaturen: Nur der erstere besagt implizit, daß es normal wäre, wenn Hans im Krankheitsfall nicht arbeitete. Daß diese Information nicht mitassertiert wird, läßt sich leicht erkennen, wenn man den

fraglichen Satz z. B. in *Ich habe soeben festgestellt, daß . . .* einbettet – nicht die Norm wurde gerade entdeckt, sondern die Kookkurrenz der beiden Sachverhalte. Zu Beginn seines Referats hatte K. darauf verwiesen, daß sie sogenannten Irrelevanzkonditionale ('Ob p oder nicht p, q.') in der Mitte zwischen Konditionalen und Konzessivsätzen anzusiedeln sind. (Aus Konditionalen folgt keines der Glieder, aus Irrelevanzkonditionalen das letzte, aus Konzessivsätzen folgen beide.)

K.s. abschließende Ausführungen zur Etymologie konzessiver Konnektiva in sieben Sprachen bestätigten diese Affinität: Irrelevanzkonditionale sind eine wesentliche historische Quelle für konzessive Konstruktionen. Aus der Diskussion möchte ich nur Heringers Beitrag herausgreifen, der sich dagegen wandte, mit K. die fragliche Implikatur als Präsupposition zu bezeichnen, da sie im Gegensatz zu dieser bei der nächstliegenden starken Negation nicht erhalten bleibe. In der Tat folgt aus *Obwohl Hans krank ist, arbeitet er nicht.* gewissermaßen das Gegenteil der obengenannten Normalitätsimplikatur: Es wird als normal hingestellt, im Krankheitsfall zu arbeiten. Wahrscheinlich hat K. dies übersehen, da die Form des implizierten Satzes immer 'normalerweise ($p \rightarrow \sim q$)' ist, ob 'q' nun die Gestalt 'r' oder ' $\sim r$ ' hat.

4.3 Die Organisation von Teilszenen zu Erklärungszusammenhängen: ein Fall für die Pragmatik?

Konzessiv- und Kausalkonstruktionen weisen nicht nur syntaktisch, sondern auch inhaltlich deutliche Affinitäten auf. Ich möchte deshalb **Gisela Harras'** Beitrag „Kausalsätze – was erklären sie und wie werden sie formuliert?“ an dieser Stelle behandeln. *Weil Hans krank ist, arbeitet er nicht.*: Daraus folgt wie bei der analogen Konzessivkonstruktion, daß Hans krank ist, daß er nicht arbeitet, und etwas Drittes. Dieses Dritte wurde von H. wie folgt expliziert (ich setze gleich mein Beispiel ein): Es gibt eine Menge von Zusatzbedingungen, die erfüllt sind und die zusammen damit, daß Hans krank ist, aber auch nur dann, hinreichend dafür sind, daß Hans nicht arbeitet. H. ging es vor allem darum zu zeigen, daß Kausalsätze berechtigterweise als ein Satztyp aufgefaßt werden, obwohl sie sowohl Erklärungen durch Ursachen wie Erklärungen durch Intentionen umfassen. Zu diesem Zweck führte sie eine ganze Reihe scharfsinniger Argumente gegen die Position an, die einen grundlegenden Unterschied zwischen Handlungs- und Kausalerklärungen sieht. Was sie nicht diskutierte, war die Frage, die sich im Anschluß an König sofort gestellt hätte (König referierte erst am Folgetag): Geht diese dritte Bedeutungskomponente in die Wahrheitsbedingungen ein (dann gehört die Bedeutungsanalyse von *weil* in die Semantik) oder nicht (dann gehört sie, wie die von *obwohl*, in die Pragmatik, jedenfalls gemäß (P3))? Der Einbettungstest zeigt deutlich den Unterschied: Der Satz *Ich habe soeben festgestellt, daß Hans nicht arbeitet, weil er krank ist.* ist nicht dann schon wahr, wenn der Sprecher die beiden Teilsachverhalte festgestellt hat, er muß auch ihren spezifischen Zusammenhang erkannt haben. Die dritte Bedeutungskomponente ist also keine Implikatur, sondern ein Bestandteil der Proposition. Anders als bei Heringer, dem erklärten Anhänger von (P1), wurde mir bei H. nicht recht klar, welchen Pragmatikbegriff sie unterstellte. Ihre abschließenden Bemerkungen zu nichtkausalen Gebrauchsweisen von *weil* (Erklärung durch Neubeschreibung, epistemisches Erklären) legten nahe, daß sie an (P2) dachte,

denn sie betonte, daß eine Entscheidung zwischen diesen Lesarten nur auf der Basis des Interaktantenwissens möglich sei.

4.4 Sozialbeziehungsimplikaturen: Die Markierung der Art der Sender/Adressaten-Relation

Auch **Klaus Vorderwülbecke** hat in seinen Ausführungen zur „Beschreibung interpersonalen Beziehungen in der Grammatik“ nicht von Implikaturen gesprochen, aber daß die Bedeutungsspezifika von *du* vs. *Sie* (im Gegensatz zu ihren Bedeutungsgemeinsamkeiten) nicht wahrheitsbedingungenrelevant sind, dürfte wohl unbestritten sein: Aus *Du bist krank*. folgt zwar (a), daß der Adressat krank ist und (b), daß sich der Sprecher zu ihm in einem Du-Verhältnis sieht, aber nur ersteres gerät bei Einbettungen wie *Ich wußte nicht, daß du krank bist*. in den Skopus des Matrixprädikats. V.s hinter terminologischen Barrikaden und abschreckenden theoretischen Konstrukten wie einem Sprechhandlungstyp ‘Kontakt’ etwas verdeckte Hauptthese war, daß sich der Bedeutungsunterschied zwischen den beiden Anredeformen im Deutschen in den letzten 15–20 Jahren in Deutschland von ‘+/- Intimität’ in Richtung auf ‘+/- Solidarität’ verschoben hat, so daß man heute immer mehr auch Wildfremde mit *du* anreden kann, wenn man Solidarität unterstellen will. Wenn dem so ist, so V., so sollte dies auch in einer neueren Grammatik festgehalten werden, und an den „Grundzügen“ sei z. B. zu kritisieren, daß sie dies nicht täten. (V. fragte sich allerdings nicht, ob die erwähnte Bedeutungsverschiebung, die vor allem im BRD-akademischen Bereich beobachtet worden ist, in der DDR überhaupt stattgefunden hat.) In der Diskussion wurde u. a. die Frage aufgeworfen, ob eine Grammatik, die auch noch solche subtilen Veränderungen beschreiben wollte, nicht auf den Umfang einer Enzyklopädie anschwellen würde.

5. Pragmatik als indexikalische Semantik

Zum Abschluß möchte ich nun von den Referaten berichten, die m. E. – zumindest, was ihre Schwerpunkte betrifft – am ehesten dem Pragmatikbegriff (P4) zuzuordnen sind.

5.1 Die versteckten Hierarchien in der Personaldeixis

Frans Plank sprach zwar über „Person und Subjekt: Referentielle und relationale Hierarchien“, aber der Schwerpunkt seines Beitrags lag auf dem Phänomen, daß Referenz auf Sprecher, Adressat und andere (mit Hilfe von Personalpronomina; morphologische Verbmarkierung behandelte P. nur am Rande) in natürlichen Sprachen nicht in für alle ‘Personen’ gleichartiger Weise erfolgt, sondern daß hier gewisse Hierarchien zu beobachten sind, und zwar, und das ist das Interessante, in verschiedenen Sprachen verschiedene. Dabei scheint es so zu sein – zumindest nach der von P. vorgestellten, winzigen Stichprobe –, daß natürliche Sprachen andere (‘3. Person’) immer unterordnen, bezüglich Sprecher und Adressat aber die Möglichkeiten ‘sp’ vor ‘ad’ (z. B. Deutsch), ‘sp’ gleich mit ‘ad’ (z. B. Aymara) und ‘ad’ vor ‘sp’ (z. B. Potawatomi) zulassen. Worin besteht nun diese hierarchische Ordnung? P. benutzte

implizit dazu etwa folgende Definition: *a* vor *b* (wobei *a, b* ∈ {'sp', 'ad', 'an'}) genau dann, wenn die Bedeutungsregeln für die mindestens auf *a* referierenden Ausdrücke nicht auf *b* Bezug nehmen, während die Regeln für die (mindestens) auf *b* referierenden Ausdrücke auf *a* Bezug nehmen. Auf den Sprecher referieren im Deutschen *ich* und *wir*, ihre Bedeutungsregeln sind ohne Bezug auf Adressat und andere formulierbar; auf den Adressaten referieren (u. a.) *du* und *ihr*, die Regel für letzteres muß Sprecher-Referenz ausschließen, also 'sp' vor 'ad'. D. h. im Deutschen ist Bezugnahme auf den Sprecher semantisch und damit wohl auch kongnitiv einfacher als Bezugnahme auf Adressaten. Im Potawatomi hingegen ist die Regel für das adressatenbezogene Präfix *k-* einfacher, und bei der Regel für das sprecherbezogene *n-* muß Adressatenbezug ausgenommen werden. Die Frage, ob, wie von der Gabelentz meinte, die Potawatomi-Indianer sich damit als höflicher erwiesen als die Deutschen, ließ P. wohlweislich unbeantwortet. Aber er plädierte dafür, die hierarchische Strukturierung der (pronominalen) Personaldeixis in einer Grammatik des Deutschen zu beschreiben, da sie in dieser Form nicht universal sei.

5.2 Die Kontextabhängigkeit der Referenz definiter Nominalphrasen

„Zur Pragmatik von Determinantien“ führte Heinz Vater zunächst aus, daß es sinnvoll sei, die Determinantien von den Quantoren zu trennen, u. a. wegen ihres unterschiedlichen syntaktischen Verhaltens: Quantoren können in Distanzstellung stehen (*Die Vorträge habe ich alle gehört.*), Determinantien nicht. Determinantien sind für V. stets definit, der sogenannte indefinite Artikel ist für ihn ein Quantor. Die spezifische Funktion der Determinantien sieht V. im Ausdruck von Umfang und Gliederung des Substantivdenotats. Bei der Bestimmung der Referenz definiter Nominalphrasen, von ihm Lokalisierung genannt, sieht V. vier Prozeduren am Werk: (a) Deixis (*Auf den Boden spucken verboten!*), (b) Anaphorik (Verweis auf explizit im Vortext Eingeführtes), (c) Assoziierung (Verweis auf implizit im Vortext Eingeführtes) und (d) Verweis auf Vorwissen (allgemeiner Art: *Die Erde ist ein Planet.*).

Abschließend sei mir noch eine Bemerkung gestattet zu V.s Kritik an der Position, definite NPs referierten auf die Gesamtheit des kontextuell gegebenen Ausschnitts aus dem N-Denotat: *Paul hat sich den Arm gebrochen.* ist kein gutes Gegenbeispiel, da es stark nach Idiomatizität riecht. Man vergleiche Sätze über andere paarige Organe wie *?Paul hob fragend die Augenbraue.* oder **Paul wurde am Lungenflügel operiert.*

5.3 Implikaturen als Ergänzung oder Bestandteil indexikalischer Tempussemantik?

Die Beiträge von Grewendorf und Ballweg zur Semantik des deutschen Präsens hätte ich genauso in den Abschnitt „Implikaturen“ einordnen können, denn beide stellen Versuche dar, das Bedeutungsspektrum des deutschen Präsens dadurch zu erklären, daß sie neben einer einfachen Grundbedeutung das Funktionieren des Griceschen Mechanismus für konversationelle Implikaturen annehmen. Ich behandle die beiden Vorträge aber hier, denn sie zeigen die Relevanz der Implikaturetheorie für die indexikalische Semantik, und sie zeigen, daß das Verhältnis der beiden recht verschieden konzipiert werden kann. Günther Grewendorf hatte sich unter dem Obertitel „Tempus und Zeit“ die Frage gestellt: „Besitzt die deutsche Sprache ein Prä-

sens?“ Seine positive Antwort beruht auf der Annahme, daß Präsens zunächst Gegenwartsbezug indiziert (Ereigniszeit überlappt Sprechzeit) und daß sich nichtgegenwartsbezogene Gebrauchsweisen durch Implikaturen erklären lassen. Hier wird also die indexikalische Semantik als Hauptkomponente einer Bedeutungstheorie aufgefaßt, die eine Teilmenge der Daten erklärt, während die Gricesche Zusatztheorie den übrigen Daten Rechnung tragen soll. Anders bei **Joachim Ballweg**. Seine Titelthese „Praesentia non sunt multiplicanda praeter necessitatem“ (frei übersetzt: „In Ockhams Barbershop mit dem Präsens-Lesarten-Wildwuchs!“) teilte er zwar mit Grewendorf, aber die Rolle, die er der Implikaturentheorie in bezug auf die indexikalische Semantik zuweist, ist nicht die einer Zusatzkomponente, sondern die eines integralen Bestandteils. Zur Wahrheitsbedingung für einen präsentischen Satz gehört nämlich nach B. nicht die Überlappung von Ereigniszeit und Sprechzeit, sondern die von Ereigniszeit und Betrachtzeit, wobei letztere erst durch den Grice-Mechanismus geliefert wird.

6. Schlußbemerkungen

In seinem Schlußwort verzichtete IdS-Präsident **Heinz Rupp** begrifflicherweise darauf, eine Zusammenfassung auch nur zu versuchen; seine Überzeugung, daß wohl jeder eine Menge interessanter Anregungen von dieser Tagung mit nach Hause nehmen werde, kann ich für meinen Teil zumindest voll und ganz bestätigen. Wen dieser Bericht auf das eine oder das andere Referat neugierig gemacht hat, der sei darauf verwiesen, daß die Kongreßakten wie üblich in der IdS-Reihe „Sprache der Gegenwart“ erscheinen werden.

Ich möchte diesen Bericht nicht abschließen ohne ein Lob für die Organisation. In den Pausen gab es Gelegenheit, sich automatische Belegstellensuche in den IdS-Korpora und Recherchen in der Projekt- und Lehrveranstaltungsdocumentation vorführen zu lassen. Bei der Restaurantsuche half ein spezieller Führer, der auch über die jeweils anzutreffende Sprachvarietät Auskunft gab (z. B. 'Aphasie': McDonald's). Und als besonderes Bonbon hatten es sich die Veranstalter einfallen lassen, außer dem schon traditionellen Begrüßungsabend im IdS-Keller und dem städtischen Empfang im Mannheimer Schloß einen Besuch im Kabarett anzubieten, ein Angebot, von dem eine beträchtliche Anzahl von Tagungsteilnehmern Gebrauch machte. Der thematische Schwerpunkt des Programms, Rüstung und Kriegsgefahr, half dabei, nicht zu vergessen, daß es schwerwiegendere Probleme gibt als linguistische.

Dietmar Zaefferer

Universität München, Institut für deutsche Philologie, Schellingstr. 3, D-8000 München 40

Beilagenhinweis:

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei, um deren Beachtung wir bitten:

Neuerscheinungen, Neuauflagen 1983/84, Erich Schmidt Verlag, Berlin – Kleist-Jahrbuch, Erich Schmidt Verlag, Berlin.